

Die Feste Welt

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Der Zirkus war vom langen Friedrich revolutioniert worden. Der Clown bot seinen ganzen Witz auf, um die Mache der fahrenden Leute zu einer möglichst vollständigen und tief-treffenden zu machen.

Jeremi, der für einen Augenblick eingetreten war, um zu sehen, ob der Athlet noch anwesend sei, hörte den Clown mit einem Wau-

markierte den Zornigen: „Was? Fressen willst, arbeiten willst nicht, Lumpenbagaich, elendiges! Hast du gesät, hast du geerntet, trägst du Frucht? He?“ Sein Blick ging suchend auf die Erde; seine Haltung wurde demütig. Er nahm die Stappe vor dem Pferde ab: „Verzeihung, Herr Weizbauer! Ja, da ist ein Apfel, der aus Ihrem Garten stammt.“ Er deutete auf die Erde.

Der Clown begann zu pfeifen, wie man einem Hund pfeift: „staro, staro, wo biste? Ist denn 'n Hund hier?“ Er trat mit abgezogener Stappe an die Barriere: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber der Hund ist nicht hier. Er muß dort sein!“ Er wies direkt auf den Bauer.

Die Galerie trampelte stürmisches Bravo.



Letzte Heimkehr. Nach einem Gemälde von Adolf Hering.

reden, der ihn eben abgeworfen. „Warum darf ich denn nicht oben bleiben?“ fragte der „August“ in weinerlichem Tone. Und zum Publikum in nachdenklicher Haltung: „Warum? Warum? . . . Galt, ich hab's!“ „Warum denn?“ fragte eine Stimme von der Galerie. „Ich kann nicht sitzen auf'm Pferd, weil ich kein Anläßiger bin! Hohoha! Hohoha!“ Die ersten Reihen des Publikums blieben stumm. Die Galerie applaudierte. Der Clown befahl dem Pferde ein Kunststück. Es rührte sich nicht. Er

„Aber ich nehm ihn nicht! Nein, ich nehm ihn nicht! Das ist nur ein Futter für Anläßige.“

Die Knechte und Mägde auf der Galerie juchzten vor Vergnügen und Schadenfreude. Daß es den „Herren“ mal heimgezahlt wurde, war ihnen gerade recht. Diese selbst zogen düstere Gesichter; einige ballten die Fäuste. Ein Bauer in der ersten Reihe erhob sich: „Wenn De nich das Maul hältst, dann stopfen wir's Dir! Hund, infamiger!“

Der Clown zog die Stappe, tat eine Verbeugung nach oben und ließ einen Witz los: „Ihr habt gut Lachen. Ihr sitzt auf dem Heuboden. Aber ich? Wo bin ich? Unter dem Heuboden. Was ist da?“

Er wartete die Antwort nicht ab, sondern war schon verschwunden, als sie von oben kam: „Das Rindvieh!“

Ein fürchterlicher Tumult erhob sich. Oben kreischten, lachten, schrien, trampelten sie. Unten reckten sich geballte Fäuste auf, Schimpfworte

flogen hin und her. Ein paar Bauern sprangen über die Barriere.

Jeremi eilte davon, dem anderen Ende des Dorfes zu. Zehn Minuten später stand er vor dem in völliges Dunkel gehüllten Spritzenhaus. Er ging erst einmal vorsichtig lauschend herum, ehe er an das Tor klopfte. Einmal, zweimal.

„Wer ist da?“ Sein Vater meldete sich.

„Ich bin's, Jeremi.“

„Was willst Du? Es muß schon spät sein. Haben sie Dich sehr geschlagen?“

„Gar nicht!“

„Die Mutter grämt sich wohl sehr?“

„Ja. Aber Du mußt heraus, Vater. Es sind doch Leitern dort.“

„Leitern? Ja.“

„Kannst Du das Dachfenster sehen?“

Eine Pause. „Ja, dort ist es. In gerader Linie über der Tür. Ein Stern scheint hindurch. Aber wie komm ich von dem Dach?“

„Warte mal. Ich muß suchen.“ Er ging von neuem um das Haus. Endlich entdeckte er nicht weit von der Tür ein langes Brett. „Das hat sie mir hingelegt,“ dachte er, richtete es auf und hörte, daß es gegen die Ziegel schlug. Wie eine Stabe war er hinauf. Er strengte die Augen an und sah seinen Vater in halber Dachhöhe aus dem Fenster steigen. „Warte noch einen Augenblick, Vater. Ich mache Dir eine Treppe.“ Er riß einen Ziegel heraus, der polternd hinterrollte. In die Lücke stemmte er den Fuß und entfernte weiter hinauf von neuem einen Stein. Bis er seinem Vater die Hand reichen konnte.

„Waghalsiger Knuge, was machst Du!“

Jeremi lachte: „Das ist doch gar nichts. Du kannst jetzt wie auf einer Treppe hintergehen.“ Er faßte den Vater an der Hand und leitete ihn so mit einiger Schwierigkeit bis zum Brett. Er glitt zuerst hinab. Jeremias folgte.

„Wo ist die Mutter?“

„Vor'm Dorf am Walde hält sie.“

„Das ist gut. Aber wie kommen wir un-
gesehen hin?“

„Durch das Dorf müssen wir,“ antwortete Jeremi. „Weißt Du was, Vater? Binde Dir ein Taschentuch um den Kopf, als ob Du Zahnschmerzen hast. Dann kennt Dich keiner.“

Jeremias tat es: „Du bist ein Schlauberger. Geh Du voraus. Ich werde mich betrunknen stellen.“

Die Buden waren zum größten Teile geschlossen. In den anderen war man dabei, aufzuräumen. Niemand kümmerte sich um den scheinbar Trunkenen, der den Hut schief in die Stirn gedrückt hatte und leicht hin- und her-taumelnd, Selbstgespräche murrend, seines Weges zog. Nur einmal blieb einer laut lachend vor ihm stehen: „Mensch, Mensch, Du hast Deinen hohlen Zahn nicht schlecht begossen.“

Jeremias nickte, lachte wie ein Trunkener und ging apathisch weiter. Ohne Haß.

Ein heftiger Wortwechsel, ein wildes Durcheinander von Stimmen störte ihn auf. Er stand auf dem Kirchplatz des Dorfes. Drüben, aus den geöffneten Fenstern eines Wirtshauses kam der Skandal. Der Raum war vollgepfropft von Menschen, die, anscheinend in zwei Parteien gespalten, sich mit heftigen Worten bombardierten. Er bemerkte bekannte Gesichter darunter. Den Zirkusdirektor, einige Budenbesitzer, den Gemeindevorsteher, den Geizbauern. Alle überragte die hohe, dürre Gestalt des langen Friedrich. Der stand vor dem Ortsgehaltigen und sagte: „Den Schlüssel heraus! Entweder — oder! Den Schlüssel! Wird's bald?“

„Einsperren laß ich Dich!“ schrie der andere. Und ließ seine wilden Augen in der Runde gehen. Mit erhobener Stimme: „Platz ist im Spritzenhaus für die ganze Vagabunde!“

„Vater!“ Jeremi, der vorausgegangen, kam zurück und berührte den Arm seines Vaters. „Komm doch. Sie werden sich schlagen.“

„Unseretwegen!“ Jeremias riß das Tuch vom Gesicht. „Geh zur Mutter und sage,

ich komme gleich!“ Er ging mit großen Schritten hinüber und drängte sich durch die Menge.

„Vater! Vater!“ Jeremi versuchte ihn am Nack festzuhalten. Eine heftige Bewegung ließ ihn zurückbleiben. Er sah, wie sein Vater in die Stube trat und sich dicht vor den Ortsvorsteher hinstellte, er hörte einen Fluch, ein Schimpfwort, erblickte das rote, vorgebeugte Gesicht und die fürchterlichen Augen — und schrie jäh auf.

Die Szene im Wirtshaus hatte sich in einem Nu verwandelt. Ein Knäuel mit vielen Armen und Händen und Beinen wälzte sich dort. Maßkrüge, Gläser, Stühle flogen über den Häuptern. Ein Loben, Schreien, Brüllen. . .

Wie ein Strudel war's. Ein Strudel, der sich fortwährend verbreiterte und jeden und jedes, das in seinem Reich, hineinriß; der sich auf den Flur ausdehnte, in den Tanzsaal hinübergriff und seine Wellen bis auf die Straße sandte. Alles schrie, fluchte, tobte, schlug.

Jeremi hörte noch ein Klirren, Krachen, Poltern und Splittern, er sah, wie die Hängelampe in großem Bogen an die Decke flog und klingend in tausend Scherben brach, ein Wehgeschrei drang zu ihm herüber — dann eilte er wie gehebt davon.

Hinter ihm hatte die Schlacht von Grevesberg begonnen, die Schlacht zwischen den Aufrässigen und den fahrenden Leuten. Bald tobte sie durch das ganze Dorf. . .

Frau Trude saß noch immer wartend auf der Trittleiter des Wagens. Die Nacht war wunderbar lau und still. Der Wald lag wie im Traum. Ein leises Murrchen zuweilen, wenn ein mütter Windhauch in den Kronen spielte. Der traumhafte Zwitscherton eines Vogels. Sonst tiefer Friede.

Ein heller, klingender Schlag. Die Wanduhr im Wagen. Sie schlug halb elf.

Frau Trude wartete. . .

Ein lautes, schluchzendes Leinen, das wie von Angst gejaagt näherkam, ließ sie blitzschnell auffahren.

„Jeremi!“ Es war mehr ein Aufschrei als ein Ruf.

„Mutter! Mutter!“ Er sank feuchend, weinend zu ihren Füßen ins Gras; sein Kopf suchte ihren Schoß.

Sie umklammerte ihn mit beiden Armen, bereit, das Schlimmste zu hören.

In einzelnen Worten, in abgerissenen Sätzen berichtete er.

Sie antwortete nicht. Aber Jeremi fühlte, wie warme Tropfen auf sein Haar fielen; wie ihre Arme, ihr Leib bebten.

„Und an allem bin ich schuld!“ schluchzte er.

Sie streichelte ihm Kopf und Wangen und küßte ihn. Sie kämpfte mit aller Macht gegen den Schrecken, der sie überfallen und fassungslos gemacht, gegen die Angst, die jeden klaren Gedanken ersticht hatte.

„Jeremi, mein Junge, Du bleibst für eine Weile allein hier. Ich gehe ins Dorf. . . Mein. Wir müssen hineinfahren. Vielleicht. . . vielleicht brauchen wir den Wagen dort unten.“

„Wir kommen nicht lebendig heraus, Mutter. Hättest Du das gesehen! Wie die Wilden sind sie. Die zerschlagen den Wagen und uns.“

„Ja.“ Frau Trude zögerte und überlegte von neuem. „So höre. Ich laufe voraus. Du fährst langsam hinter mir her. Ungefähr bis zur Hälfte des Weges. Dort wartest Du.“

Ein seltsames Geflapper wurde hörbar und kam näher. Sie sahen im Sternenlicht die undeutliche Silhouette eines Reiters, der auf einem schweren Ackerpferde die Dorfstraße heraufsprang und in schwerfälligem Galopp die Chaussee landeinwärts hinunterstürmte. Man hörte das Klatschen einer Peitsche, die wieder und wieder die nasse Haut des Pferdes traf. Unter den Hufen spritzten die Funken hervor.

Frau Trude atmete schwer: „Ja. Es muß böß dort unten zugehen. Das ist einer, der Hilfe holt.“

Sie warf sich ein Tuch um und eilte in der Richtung des Dorfes davon.

Sie kam nicht weit. Ein Krachen und das Geräusch laufender Füße auf dem Pflaster hielt sie auf.

Jetzt sah sie eine lange Gestalt, die ein großes Bündel im Arm trug. Sie hörte eine Stimme, die zu dem Bündel zu sprechen schien. „Halten Sie sich tapfer, Tattenbach! Wir sind gleich da!“

„Jeremias!“ Trude schrie.

„Trudel!“ Sehr leise kam es aus den Armen Friedrichs.

„Wo ist der Wagen?“ Friedrich fragte feuchend. „Schnell, ein Bett bereit.“

Frau Trude eilte zurück.

Jeremi lenkte eben den Wagen auf die Chaussee. „Hierher, Jeremi!“

„Bist Du da, Mutter?“

„Ja. Halte. Bünde die Wagenlaternen an.“ Sie sprang in das Innere und machte Licht, riß das Deckbett vom Sofa und legte noch ein Unterbett hinauf. „Hier herein, Friedrich.“ Die Trittleiter fiel.

Er legte Jeremias sanft auf das Bett, hielt aber eine Hand fest auf seine Brust gepreßt. „Wasser und Leinen, Frau Trudel! Kriegen Sie keinen Schred. Es ist ein bißchen Blut da.“

Sie entkleideten den Verwundeten und stellten einen festen Verband her.

„Ein Stich in die Brust?“ Sie sagte es leise.

„Ja. Die Wunde griff gleich zum Messer. Wir haben uns mit den Fäusten beholfen. Sehr tief kann der Stich nicht sein. Er ist nämlich erst durch meinen Arm gegangen. So. Jetzt wollen wir Ihren Mann schlafen lassen. Wenn Sie noch einen Faden Leinwand übrig haben, Frau Trude. . .“ Er entblößte den rechten Unterarm. „Erschrecken Sie nicht. Es ist nur das dicke Fleisch. Glaube ich wenigstens, sonst hätte ich den armen Tattenbach wohl kaum tragen können. Ah, das tut gut. . .“ Er unterbrach sich und lauschte: „Hören Sie mal! Das ist doch Geläut?“

Frau Trude öffnete die Wagentür. „Zwischen Sturm in Grevesberg.“

Wieder hereintretend sagte sie: „Vorhin galoppierte ein Reiter vorbei.“

„Donnerwetter!“ Der lange Friedrich war mit einem Satz draußen. „Und wir stehen da, als ob wir hier zu Nacht bleiben wollten. Vorwärts, kleines Wiesel! Laß den Schimmel laufen.“

Der Athlet schwang sich auf den Kutichen, wo Jeremi wie in Schrecken erstarrt sitzen geblieben war, ergriff die Bügel und gab dem Pferde einen leichten Schlag mit der Peitsche.

„Ist Vater tot, Onkel Friedrich?“

„Nein. . . er lebt und wird bald wieder ganz gesund sein. Hoffe ich.“

„Haben Sie viele totgeschlagen?“

„Ja?“ Friedrich lachte ärgerlich. „Du scheinst 'ne hübsche Meinung von mir zu haben. Ich wollte alles im Guten regeln. Aber der Kerl gab ja den Schlüssel nicht heraus. Und als Dein Vater dazukam, war's ganz Eijig. Wenn er hübsch mit Dir gegangen wäre, war's nur halb so schlimm.“

„Und wenn ich den Apfel nicht hätte nehmen wollen, so wäre überhaupt gar nichts geschehen.“

„Wohl möglich. In Deinen Apfel werden die Grevesberger noch lange denken. . . Wir auch.“

Frau Trude klopfte ans Fenster: „Fahren Sie nicht so schnell, Friedrich. Die Erschütterungen. . .“

Der Schimmel fiel in seinen gemächlichen Gang.

(Fortsetzung folgt)

Tiere als Heuchler.

Von Ch. Zeh.

(Schluß.)

Schon den alten Römern sind die Verstellungskünste, die sich ganz besonders bei den Vogelmüttern finden, aufgefallen. So schreibt z. B. Plinius vom Rebhuhn folgendes: „Nähert sich jemand dem Neste des Rebhuhnes, so läuft ihm das Weibchen vor die Füße, stellt sich krank und lahm, läuft oder fliegt etwas weiter, fällt nieder, als hätte es einen Astigel oder ein Bein gebrochen, läuft wieder weiter, der Mensch hinterher; aber er hofft vergeblich, denn das Rebhuhn versteht sich nur und hat die Absicht, ihn vom Nest wegzulocken.“ Hiermit steht ganz im Einklange, was Naumann darüber schreibt: „Während ist es, die unbegrenzte Sorgfalt der Eltern um ihre lieben Kleinen zu beobachten. Kunstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe, oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um sich versammelt, ihnen befehlt, sich in ein Versteck zu begeben, schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsch, hinter Büschen, in Jagdreifen und dergleichen anweist, und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem Vater alles anbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Mutig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn im Gefühl ihrer Schwäche jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, welche ihr angewiesenes Versteck indessen um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück und versucht, diese eiligt ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so entläßt er auch seine Verfolger und fliegt davon. Sobald nun ringsumher alles wieder ruhig und die feindliche Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, welchen die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt.“

Der ausgezeichnete Zoologe Zenz bestätigt ebenfalls, daß es die List mancher Vögel ist, sich beim Neste oder bei kleinen Jungen lahm zu stellen, um den Feind von der Brut weg und irre zu führen. Dieser Zug schlauer Berechnung täuscht Tiere jedesmal, auch den Menschen immer, solange er noch nicht durch längere Erfahrung oder durch Belehrung zur Einsicht gekommen ist. Von einem Müllerchen erzählt er folgende Geschichte: „Ein recht auffallendes Beispiel solcher Verstellungskunst hat mir der Obermedizinalrat Buddens zu Gotha mitgeteilt: Er bemerkte auf einem pyramidenförmig zugechnittenen, dichten Baum seines Gartens ein Müllerchen und begann, es aufmerksam zu betrachten. Da schien das Tierchen plötzlich krank zu werden, begann zu schwanken und fiel dann wie tot vom Baum gerade ins Gras herab. Der Obermedizinalrat sprang zu, es zu ergreifen; es raffte sich aber scheinbar mühsam auf und flüchtete langsam flatternd vor ihm her ins Gebüsch. Von der Verfolgung zurückgekehrt, untersuchte er den Baum genauer und fand da drei kleine, kaum ausgeflogene junge Müllerchen ruhig auf einem Nestchen sitzend. Die Mutter hatte nur die Rolle des Sterbens gespielt, um den vermeintlichen Feind abzulocken. Am folgenden Tage suchte der Obermedizinalrat die Müllerchen wieder auf: das Tierchen stürzte genau wie am vorigen Tage zu Boden und flatterte dann vor ihm her. An den nächstfolgenden Tagen herief er einzelne Freunde, das Wunder mit anzusehen, und es wiederholte sich regelmäßig, bis die Jungen etwas selbständiger waren. Dieselbe Kunst trieb das nette Tierchen auch noch in den zwei folgenden Jahren, wo es wieder in dem Garten nistete.“

Noch merkwürdiger ist vielleicht das Benehmen einer Sumpfohreule, worüber Lanceré in den „Ornithologischen Briefen von C. F. v. Gomeyer“ berichtet. Hier wird folgendes geschildert: „Ueber ein interessantes Benehmen dieser Art beim Nest, das ich mit keinem anderen Namen als „Ueberlegung“ bezeichnen kann, will ich Ihnen eine Mitteilung machen. Ich fand nämlich im vorigen Sommer auf einem mit Weiden- und Erlengebüsch bestandenen und mit hohem Mohr und Gras bewachsenen Terrain der Reenewiesen ein Nest dieser Eule, geleitet durch das Männchen — vermutlich —, welches mich mit dem bekannten, dem Hundegekläffe ähnlichen Flugruf umflog. Das Nest, von dem das Weibchen abflog, stand versteckt unter einem Weidenbusche und enthielt fünf bis zum Ausschlüpfen bebrütete Eier. Da mir die Dünenjungen hiervon in der Sammlung fehlten, so beschloß ich, diese später zu holen, und machte mir ein Zeichen, indem ich ein Stück weißes Papier auf der Spitze des nächsten Busches befestigte. Als ich nach acht Tagen die Eulen abholen wollte, war das Papier fort. Vielleicht war es vom Winde allmählich losgelöst, möglicherweise aber auch durch die Alten entfernt. Ich mußte mich also aufs neue auf die Suche nach dem Neste begeben. Da kommt eine der Eulen, wahrscheinlich wieder das Männchen, angefliegen und fährt etwa zwanzig Schritte neben mir zur Erde in einen Busch. Deutlich höre ich jetzt das Piepen der Jungen, welches sie ausstoßen, wenn sie geöhrt werden. Ich gehe dorthin, die Eule fliegt auf der anderen Seite des Busches heraus, aber das Nest kann ich nicht entdecken. Kaum habe ich mich in anderer Richtung entfernt, als die Eule abermals in den Busch fliegt und ich wiederum die Jungen höre. Nachmals durchsuche ich den Strauch in der Meinung, daß vielleicht die Brut aus dem Neste entfernt und jetzt hier untergebracht sein möchte. Dies währt einige Minuten, während deren das Männchen umherfliegt. Da machte es dasselbe Manöver zum dritten Male, aber auf der entgegengesetzten Seite von mir. Jetzt erst wird mir klar, daß ich getäuscht bin, eile möglichst leise nach dem Busch hin und sehe die Eule hinter ihm im Grase sitzen und selbst dies dem der Jungen so gleiche Gepiepe ausstoßen. Nach genauer Orientierung und Suche fand ich dann das Nest wieder, wovon die Alte wiederum abflog und worin sich jetzt fünf sehr ungleich große Junge befanden. Warum machte der Vogel es nicht wie das erste Mal und umflog mich nur mit Geschrei? Er hatte doch das Verständnis, daß er jetzt, nachdem im Neste die Veränderung vor sich gegangen, auch ein anderes, dementsprechendes Mittel anwenden müsse, um mich irre zu leiten, und ahnte deshalb den Jungen nach.“

In seinem bekannten Buche: „Vingo und andere Tiergeschichten“ berichtet Thompson von den Leiden und Freuden einer Fasanenmutter, die ihre kleinen Jungen vor den zahlreichen Feinden schützen will. Es heißt dort: „Drüben auf der Wiese erschien ein großer Fuchs; er kam ihren Pfad entlang, und sicherlich würde er sie in wenigen Augenblicken mit seiner feinen Nase wittern. Da gab es keine Zeit zu verlieren. Arr! Arr! (Versteckt euch! Versteckt euch!) rief die Mutter leise, aber in bestimmtem Tone, und die armen Dinger, kaum größer als Eicheln und nur einen Tag alt, zerstreuten sich, um sich zu verbergen. Das eine verschwand unter einem Blatt, ein anderes zwischen zwei Wurzeln, ein drittes kroch unter ein Stück abgefallene Birkenrinde, ein viertes in ein Erdloch usw., bis alle geborgen waren. Nur eins konnte keinen Schlupfwinkel finden, es legte sich flach auf ein breites, gelbes Blatt, machte die Augen fest zu und glaubte nun sicher, von niemand gesehen zu werden. Die Kleinen stellten ihr fürchtames Piepsen ein, und alles war still. Mutter Fasan flog dem gefürchteten Räuber gerade entgegen,

ließ sich ein paar Schritte seitwärts von ihm nieder, begann mit den Flügeln zu schlagen, als ob sie ganz flügellos wäre und jammerte wie ein von der Mutter verlassenes Kind. Mal sie um Gnade — Gnade von einem blutdürstigen, grausamen Fuchs? O nein, so töricht war sie nicht! Oft hört man von der Arglist des Fuchses, er ist jedoch ein richtiger Wimpel gegen eine kluge Fasanenmutter. Geheerfreut bei der Aussicht auf einen ledernen Braten gerade vor seiner Nase, drehte sich der Fuchs plötzlich um und erwischte

doch nein, ganz erwischte er den armen Vogel nicht, er entschlüpfte seinen gierigen Zähnen um Fußeslänge. Mit einem Satz war er hinterdrein und würde ihn diesmal sicherlich gefangen haben, wenn nicht gerade eine tickische Schlingapflanze dazwischen geraten wäre.

Die Fasanenmutter hinkte jetzt recht auffällig davon, kroch unter einem Baumstamm, und Meinede sprang darüber, während seine sichere Wente, die jetzt etwas weniger lahm zu sein schien, einen ungeschickten Sprung vorwärts machte und einen Abhang hinunterrollte. Der Fuchs, immer hinterdrein, packte sie beinahe beim Schwanz, aber sonderbar genug, so schnell er auch lief und sprang, sie schien doch noch schneller zu sein.

So etwas war dem alten Straußenräuber noch nicht begegnet. Ein flügelloser Fasan und er, Meinede, der Schnellfüßige, konnte sie in einem Rennen von fünf Minuten nicht einholen. Es war eine Schande! Der Fuchs verdoppelte seine Anstrengungen, jedoch der Fasan schien in denselben Maße an Kraft zuzunehmen, und nach einem Wettlauf von einer Viertelmeile war der Vogel auf unerklärliche Weise wieder ganz gesund, er erhob sich mit einem beinahe verächtlich klingenden Schwirren und flog durch die Wälder davon, den Verfolger vollkommen sprachlos hinter sich zurücklassend, mit der niederdrückenden Erkenntnis, daß man ihn zum Narren gehabt. Mittlerweile schwebte die Fasanenmutter in einem weiten Bogen nach der Stelle zurück, wo die Kleinen im Unterholz versteckt waren.“

Selbst der als besonders dünn verzeichnete Strauß benimmt sich gar nicht töricht, wenn es gilt, die junge Brut zu retten, wie folgender Bericht Andersons über ein Zusammentreffen mit einer Straußenfamilie, auf die Jagd gemacht wurde, beweist: „Sobald die älteren Vögel unsere Absicht bemerkten, begannen sie eine eilige Flucht, das Weibchen voran, hinter ihm die Jungen und zuletzt das Männchen, welches in einiger Entfernung von den übrigen die Flucht leitete. Es lag etwas wahrhaft Mühsames in der Sorge, welche die Eltern für ihre Jungen an den Tag legten. Als sie sahen, daß wir ihnen immer näher kamen, ließ das Männchen plötzlich in seinem Laufe nach und änderte seine Richtung; da wir aber doch von unserem Vorhaben nicht abstanden, bekehrte es wieder seinen Lauf, ließ die Flügel hängen, so daß sie fast den Boden berührten und sprang um uns herum, erst in weiteren, dann in engeren Kreisen, bis es uns auf Pistolenstichweite nahe kam. Jetzt warf es sich plötzlich auf den Boden, ohnte die Bewegung eines schwer verwundeten Vogels nach und stielte sich, als müsse es mit aller Kraft arbeiten, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich hatte bereits nach ihm geschossen und glaubte wirklich, daß es verwundet sei, eile deshalb zu ihm hin, mußte aber bald erfahren, daß sein Betragen nur eine Kriegslist von ihm war; denn sobald ich ihm näher kam, stand es langsam auf und rannte in entgegengesetzter Richtung dem Weibchen zu, welches mit den Jungen schon einen bedeutenden Vorsprung erlangt hatte.“

Der Strauß denkt also gar nicht daran, bei Gefahr seinen Kopf im Gebüsch zu verbergen, wie gewöhnlich seit alter Zeit angenommen wird. Vielmehr beweist auch sein Benehmen, daß zahlreichen Tieren die Heuchelei etwas ganz Geläufiges ist, und daß Vogelettern sogar häufig geborene Verstellungskünstler sind. —

Abessinien.

Von J. Wlefe.

(Schluß.)

Die abessinischen Frauen tragen ihr Haupthaar großenteils in altägyptischer Weise oder nach Art der nubischen, der Wedja- und der Jungfrauen geflochten, d. h. sie scheiteln es auf der Kopfmittte in zwei Hälften und lassen rings um die Schläfen und den Nacken dickere oder dünnere Flechten herabhängen. In Schoa liebt man eine unter den Fimje und Gala häufig benutzte Frisur. Der Kopf wird mit vielen winzigen Reihen künstlicher Locken verziert, die von einem gemeinsamen Mittelpunkt auseinandergehen und mit alter Butter beklebt werden, bis ein solcher Haarbausch ganz das Aussehen eines Bienentorbes hat. Manche Schoanerfrauen aber säheren das Haar ganz und hüllen einen alten schmierigen Lappen um den Kopf. Das Einreiben des Hauptes mit Butter erinnert an das gleiche Verfahren der Einwohner von Senaar, während die nubischen Verbra dazu Rizinusöl zu wählen pflegen. Die Frauen der Nubara und Tigrener tragen ein großes, am Hals beginnendes, vorn offenes Kleid, dessen oben weite Kermel an den Unterarmen enger werden. Dies Kleidungsstück reicht bis auf die halbe Wade und tiefer hernieder. Am Halschnitt ist es hübsch mit bunten Seiden- oder Baumwollfäden ausgefärbt. Ein solches Gewand wird um die Taille mit einem Gürtel zusammen genommen. Außerdem bemerkt man eine Schama, in Schoa auch ein über den Kopf geworfenes, hinten herabhängendes Tuch, grob von Stoff, das bis zu den Knien herabgeht.

In Gondar bedienen sich die Frauen als Fuß goldener, eine Blume darstellender Nesselten, die mittels eines gekrümmten Drahtes über der Ohrenklempe oder am Ohrläppchen befestigt werden. Dergleichen Ohrgehänge sind auch in Ägypten, Arabien und Senaar in Gebrauch. In Schoa benutzt man für das Ohr an Werktagen schwarze hölzerne Buckel, an Festtagen solche von Silber oder Zinn. Silberne Ketten, blaue und bronzefarbene Glasperlen bis zur Größe unserer Murneln werden als Halskette benutzt. Um die Handgelenke zieht man Metallringe; größere, schwere legt man um die Fußknöchel. Letztere sind noch mit Buckeln und mit kleinen Klumpen verziert.

Die an sich nicht üppigen Augenbrauen werden ausgerissen und mit blauer Farbe künstlich im Bogen, weit über das Ziel hinaus, nachgezogen. Die Augenlidränder schwärzt man öfters nach ägyptischer Art mit Kohle oder Spieglanzpaste. Auf die Wade klebt man eine Salbe von Fett und von roter Ockererde. Hände und Füße werden mit Enjofila-Zwiebel rot gefärbt, wie dies seitens der Ägypterinnen und Araberinnen meistens mit Henna geschieht. Die Schoanerinnen stopfen sich überdies die Nasenlöcher mit Zitronenschalen oder mit wohlriechenden Kräutern voll, die sie bis auf die Lippen herabhängen lassen.

Im Hause entledigen sich die Frauen gern ihres Hemdes, entblößen den Oberkörper und schlingen die Schama nachlässig um ihre Hüften. Sklaven beiderlei Geschlechts neunen sehr häufig nur die letztere ihr eigen. Kinder gehen bis zum fünften oder siebenten Jahr gänzlich nackt.

Die Häuser der Abessinier sind bald mehr oder minder roh aus Steinen aufgeführte Gebäude, bald sind sie einfache Lehm- und Grasschütten. Für die Steine dienen als Mörtel Lehm, Kuddünger oder Schlamm, Kalk. Die Häuser der ersten Art haben eine Würfelform; ihre Fensteröffnungen sind nur roh gearbeitete Durchlässe. Die schmalen, länglich-viereckigen Türöffnungen sind gewöhnlich mit rohen Steinrahmen und mit noch roheren Gesimsen versehen. Das Dach wird meist nur aus Holz-

mitteln und Lehm oder aus ersteren und aus langem Gras gebildet. Dergleichen Häuser findet man z. B. in Adigerat, Abua usw. In Gondar besetzen nach Henglin die Wohnungen der Wohlhabenden aus niederen, turmhühen, zwei Stockwerken hohen Gebäuden. Sie sind aus rohem, unbehauenen Steinwerk aufgeführt. Als Bindemittel findet Kalk oder mit Gipsel vermischter Krot Verwendung. Das weitvorspringende, konische Dach ruht auf einem leichten Holzgerüst, das durch konzentrische Ringe von langen biegsamen Stäben verbunden wird, darauf folgt eine Lage von Rohrsträngeln und darüber eine dicke feste Bedeckung von langem trockenem Steppengras. Der untere Stock des Hauses wird nicht bewohnt und dient als feuerfestes Magazin. Zur zweiten Etage gelangt man gewöhnlich auf einer steinernen Treppe, die an der Außenwand hinaufführt; sie mündet in ein kleines, vom Dach überragtes Vorgemach, durch das man unmittelbar in das Empfangszimmer tritt. Dies nimmt den größten Teil des oberen Stockwerkes ein und ist entweder rund oder viereckig. Die schwache Beleuchtung erhält dieses Zimmer durch wenige kleine viereckige Fenster und durch die Türe. Der Boden besteht aus rohen Steinplatten oder aus Zement. Rechts und links vom Hauptgemach sind noch zwei kleine Kammern angebracht, von denen aus ein schmaler dunkler Gang um das Wohnzimmer führt. Die Küche und die Wohnungen für die Dienerschaft sind im Nebengebäude auf dem unmauerten oder mit Dornhecken eingefriedigten Hofraum, in dem sich nicht selten ein schöner Warka- oder Wonga-Baum, ferner kleine Gärten mit Granaten, Mandeln, Pfirsichen, Zitronen, Weinreben und dicke Gebüsche von spanischem Rohr befinden, die recht malerisch die kleinen Hüften überragen. Die meisten Häuser des Landes sind klein, mit rundem Unterbau und mit kegelförmigem Dach versehen.

Sie gleichen fast durchaus den Logulen der Bewohner von Senaar, den Hüften der Betschuanen und anderer südafrikanischer Stämme. Der Unterbau besteht in der Regel aus öfters sehr knorrig gestalteten Pfählen, zwischen denen mit Lehm oder Schlamm bestrichenen Außenflechtwerk ausgespannt wird; bisweilen ist der ganze Unterbau nur aus Pfählen oder Gras hergestellt. Das Dach wird überall wie in Gondar aus Stangen, Zwischenbändern, Rohr und Gras aufgeführt, den Boden bildet festgestampfte Erde.

Das Hausgerät der Abessinier ist unbedeutend. Ihre Hauptnahrung ist Bröndu oder rehes Fleisch, vorzüglich dasjenige des Kindes. Es wird am liebsten von frischgeschlachteten Tieren verzehrt. Bruce's Angabe, daß man lebenden Tieren Fleisch aus dem Körper schneide und sofort verzehre, hat vor neueren Beobachtungen die Probe bestanden. Viele Leute verschlingen das mit dem krummen Messer grob zerschnittene Fleisch ohne jegliche Zutat. Andere tauchen es zugleich mit Lefbrot in die brennend scharfe Brühe aus den sehr kleinen Frucht kapseln einer Art spanischen Pfeffers. Das aus Mehl von Tesf bereitete, nicht saure Brot wird in platten Pladen aufgetragen. Es schmeckt, namentlich angeröstet, nicht übel. Knoblauch wird roh gekaut. Als Getränk dient eine Art Bier und zum Gären gebrachtes Honigwasser.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung des Abessiniers der Kriegsdienst. In technischen Dingen entwickelt er viel Geschick. Die Eisenarbeiter stellen recht brauchbare Sachen, wie Lanzenspitzen, Säbelslingen, Pferdegebisse, Steigbügel, Schnallen, Ketten, Pilguscharen, Spaten usw. her, meist mit jener einfachen Art von Geräten, mittels deren auch die zentralafrikanischen Schmiede so hübsche Arbeiten anfertigen. Die Goldarbeiter sind teils eingewanderte Indier, teils Armenier. Flecht-

wert wird von den Frauen gearbeitet, die hierin nicht Unbedeutendes leisten. Die Baumwolle spinnen sie mittels einer Spindel, die täuschend der von den alten Ägyptern gebrauchten ähnelt, in einer etwas vergrößerten Form aber auch bei den Kaffern wiederkehrt. Zum Weben bedient man sich sehr einfacher liegender Webstühle. Der gelieferte Stoff pflegt übrigens dürrig genug auszufallen. Die Zimmerleute bringen es höchstens bis zur Aufertigung von Balken und hölzernen Hohlwänden zum Stoßen der Pflanzenprodukte. Besser arbeiten schon die Drechsler, aus deren Händen Erzeugnisse von Horn als Becher, Trinkhörner, Säbel und Messergriffe hervorgehen. Die Holzarbeiter verfertigen Stühle, Sättel, Truhen, Schachteln, Wäckerdeckel usw. —

Sobald in einem abessinischen Hause die Geburt eines Kindes bevorsteht, ergreifen alle anwesenden Männer die Flucht; der Publikum des Wochenbettes würde für sie eine Verunreinigung bedeuten, die ihnen 40 Tage hindurch das Betreten der Kirche verbietet. Sind die Männer verschwunden, so eilen die Frauen zur Unterstützung der Wöchnerin herbei, parfümieren das neugeborene Kind und schneiden vor ihm den Hals einer Henne ab, indem sie ihren Freunden schrei ausstoßen, der 12mal für einen Knaben, 3mal für ein Mädchen wiederholt wird. Ist das Kind männlichen Geschlechts, so hält man es außerdem aus dem Fenster, bis ein Krieger in das Zimmer eine Lanze wirft, deren Spitze in den Mund des Baby geführt wird, „um es für den Mut zu prädestinieren“. Ist das Kind der Mutter zurückgegeben, so machen sich die Frauen lustig auf die Suche der flüchtigen Männer, um sie in das Haus zurückzuführen; jeder von einer dieser gewandten Sucherinnen entdeckte Mann wird ihr Gefangener und schuldet ihr in Gestalt des Lösegeldes ein Geschenk. Die Beschneidung findet acht Tage nach der Geburt statt.

Die Heirat, die übrigens ebenso leicht gelöst als geschlossen wird, ist eine mehr bürgerliche als religiöse Zeremonie. Sobald zwei junge Leute verlobt sind, ist es ihnen untersagt, sich zu sehen, wenn auch ihre Beziehungen durch frühere Zusammenkünfte noch so intim sind. Die Hochzeit wird bei einem gewaltigen, lärmenden und durch allerhand Streitigkeiten gewürzten Gastmahl unter einem „Daf“, einem zu diesem Zwecke erbauten Zelte, gefeiert. Gegen Ende des Mahles hält die Braut ihren Einzug auf dem Rücken eines „Ehrenburschen“, der sie wie ein Paket mitten in das Zelt wirft. Dies ist das Signal für die Musik; Tänze beginnen. Die „Arkis“ bemächtigen sich des jungen Mädchens, und führen es mit Musik und in der Begleitung der Verwandten und Freunde zu ihrer neuen Wohnung. Dort segnet der Priester oder in Ermangelung eines solchen der Älteste des Dorfes, die jungen Leute, und die Zeremonie ist für sie beendet. Aber nicht für die Arkis, deren Funktionen und Privilegien sehr feltam sind. Sie ziehen truppweise vor alle Türen und fordern Geschenke für die Neuvermählten. Weigert man sich, so autorisiert der Gebrauch sie, in die Wohnung zu dringen und sich nach Belieben etwas zu nehmen. Sie müssen den Eheleuten die Früchte ihrer energischen Kollekte unverfehrt übergeben, aber von den Naturalien hat so manches, das auf der Stelle verzehrt werden kann, keine Aussicht, in die richtigen Hände zu gelangen. In der Ausübung dieser Funktionen ist den Arkis alles erlaubt, selbst das Verbrechen, ja der Meineid, der den Eingeborenen verächtlicher und verhasster ist als der Mord.

Im Falle der Scheidung verbleiben die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter, die sich sofort, wenn sie will, wieder verheiraten kann.

Bei den Trauerfeierlichkeiten sind zwei Zeremonien zu unterscheiden: die Beerdigung findet wenige Stunden nach dem Tode, die



D. v. Bartels: Erwartung.

Funeralien drei Tage später statt, wenn Eltern und Freunde versammelt sind. Die eilige Bestattung ist sehr einfach: der Leichnam, von Priestern begleitet, die Gebete hersagen und Weihrauch verbrennen, wird auf die Schwelle einer Kirche gebracht, wo eine Art Absolution stattfindet; dann steigt der Offiziant in ein von freiwilligen Totengräbern gegrabenes Grab, verbrennt dort etwas Weihrauch, indem er einige liturgische Gebete murmelt, die Erde wird über den Toten geworfen und Alerus und Teilnehmer ziehen sich zurück. Die Funeralien sind nicht überall dieselben. In Tigre vereinigt man sich auf dem Kirchplatz und erweist die Trauerfeierlichkeiten einer unformigen Gestalt, die den Toten vorstellen soll. Die nahen Verwandten

reiben sich, um die Tiefe ihres Schmerzes zu erweisen, Stürzen und Schläfen mit ihren Händen blutig. Diese schmerzhaften Wunden lassen eine Narbe zurück, die sicher dauerhafter ist, als der Schmerz um den Toten. Bei den Anharas ist diese zweite Zeremonie viel feierlicher und dauert länger. Die Familie mietet eine gewisse Anzahl von „Leichensängern“, die einer nach dem anderen, in provisorischen Weisen die Genealogie, das Eigentum, die physischen Eigenschaften, die Tugenden, Taten und selbst die vulgären Gewohnheiten des Verstorbenen besingen. Am Ende eines jeden Verses seufzen die Teilnehmer im Chor: „Moni! Ouail ouail ouailouail ouailouail!“ Die vorgeschriebene Klage wird von zwei Instrumenten der einheimischen

Musik begleitet: der Anbilta, einer Art gewaltiger Hirtenflöte, und dem Kundum Melakbat aus vier langen Tuben gebildet, die jede mit einem Glöckchen und dem Mundstück einer Klarinette versehen sind. Sind die Trauerlieder beendet, so nimmt die Familie des Verstorbenen teil an einem Mahl, das von den Nachbarn des Toten gegeben wird, und an dem alle Armen teilnehmen können. Diese Trauermahle wiederholen sich sieben Tage hindurch. Reiche Spenden werden den Priestern gegeben, die vierzig Tage hindurch für den Verstorbenen die Messe lesen. Endlich, nach sechs Monaten, findet noch einmal eine genaue Wiederholung der ganzen Zeremonie statt. Dann erst kommen Tote und Lebende endlich zur Ruhe.

Die Versuchung.

Skizze von Hans Hyan.

Was das für eine furchtbar peinliche Sache war, das Betteln! Am Hafen war er in ein zur ebenen Erde gelegenes Zigarrengeschäft hineingegangen — nein, hineingeschlichen war er, wie ein Verbrecher, und hatte mit stockender Stimme um eine Kleinigkeit gebeten. Zwei Pfennig gab ihm der Mann und eine Ermahnung, sich Arbeit zu suchen. Wie Feuer brannte das Kupferstück ihm in der Hand, als er mit einem gepreßten „ich danke!“ den Laden so schnell als möglich verließ. Und wie oft hätte er das wiederholen müssen, um sich auch nur in Brot satt essen zu können! Beinahe mindestens. Nein, das war nichts für ihn, das brachte er einfach nicht fertig. Arbeit mußte er haben, irgendwelche Arbeit! Aber wer gibt die einem stellenlosen Kaufmann, dem man es schon von weitem ansieht, daß er schweren, körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen ist? Ach, und so müde wird man von dem ewigen Umhersuchen! Die größte Energie und der feste Wille zerbröckeln allmählich an den steten Mißerfolgen und dem fortwährenden Mangel.

Karl Wendler hatte niemals einen über großen Fonds von Energie besessen. Aber solange ihm das Schicksal wohlwollte, so lange — er sich nichts hatte zuschulden kommen lassen — ja, das war's eben, das hatte ihm das Genick gebrochen . . . und um solche Kleinigkeit . . .

Zu seinen Funktionen in der letzten Stellung, die er bekleidete, gehörte das Einkassieren der kleinen Rechnungen. Nun war's dicht vorm Ersten und Karl hatte seinem Lieschen versprochen, mit ihr in den Zoologischen Garten zu gehen, wo die Bärin Junge bekommen hatte — so stand's in der Zeitung. In Karls Portemonnaie sah es schon seit einigen Tagen recht öde aus und da ließ er sich verleiten und „borgte“ einen kleinen, am Sonnabend kassierten Rechnungsbetrag — sieben Mark und fünfzig Pfennig waren's — natürlich! nur bis zum Ersten. Von seinem Gehalt wollte er ihn dann wieder zurückstatten. Unglücklicherweise aber kam der betreffende Kunde noch vor dem Ersten ins Geschäft und sprach mit Karls Chef.

Als der Mann gegangen, wurde Karl ins Privatkontor gerufen. Die Unterredung dauerte kaum fünf Minuten, dann war Karl ohne Zeugnis entlassen.

„Mit Leuten, die mein Vertrauen mißbrauchen, kann ich nicht arbeiten,“ hatte sein Chef gesagt. Und Karl war froh gewesen, daß er nicht noch obendrein bestraft wurde. Er hatte das letzte Gehalt in der Tasche und seine, ein wenig leichte Veranlagung erfüllte ihn, nachdem der schreckliche Moment im Privatkontor überstanden war, bald wieder mit den besten Hoffnungen.

Aber je mehr Tage vergingen, und je kleiner seine Barschaft wurde, um so mehr ver-

ringerten sich auch diese Hoffnungen. Er begann einzusehen, daß dies Fehlen eines Zeugnisses über eine zweijährige Tätigkeit ihm leicht den Kaufmannsberuf für immer verschließen könne.

Als das Geld dann wirklich aufgebraucht war — Karls Eltern und Verwandte besaßen selbst nicht viel und konnten ihm daher auch nicht helfen —, beschloß er, nach Amerika zu gehen. Sein Vießchen bat und weinte zwar, daß er doch bleiben solle, aber Karl erklärte mit männlicher Festigkeit, er müsse „hinüber“. „Drüben wolle er Geld machen, viel Geld“ und dann würde er dem Vießchen schreiben, es solle nachkommen.

Das Vießchen war ein blondes, treuherziges Geschöpf mit einem ewig verwunderten Gesichtchen und siebzehn Jahre alt. Karl hatte, als erster, seinen noch recht entwicklungs-fähigen Schnurrbart auf Vießchens rote Lippen gedrückt; er ging, solange er Stellung hatte, immer sehr patent gekleidet, gehörte einem Radfahrklub an und war ein für seine Verhältnisse recht nobler Bräutigam. Warum hätte ihm das Vießchen da nicht gut sein sollen?

Sie war Verkäuferin in einem Bijouteriegeschäft und aus der Fantierung mit all den zierlichen Nichtigkeiten hatte ihr ganzes Wesen etwas von jener behutsamen, nur mit den Fingerspitzen zufassenden Grazie angenommen, das dem Männerauge am Weibe so wohl gefällt. Sie ging stets sauber und adrett und ihr etwas stupides Auge verschwand in dem jungen Gesicht mit den blonden Stirnlöchchen, das noch nichts von seinem Schmelz und seiner Farbenfrische eingebüßt hatte.

Und wie reizend war es gewesen, als sie Abschied voneinander nahmen. Karl hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen Abschied feierlich zu gestalten. Seine besten Kleider, Uhr und Siegelring hatten die Mittel hierzu, wie auch zur Reise, hergeben müssen.

Am nächsten Morgen begleitete die kleine, sehr verweinte Braut ihren Liebsten nach dem Lehrter Bahnhof. Und als der Zug, mit dem Karl Berlin verließ, schon ganz fern, im blauen Morgendunst, wie eine kleine schwarze Schlange dahinrollte, als die Liebenden einander längst nicht mehr sehen konnten, wehten hüben und drüben noch immer winkend die weißen Taschentücher.

An all das erinnerte sich Karl jetzt, wo er planlos am Hafen dahinschlenderte, mit grau-samer Deutlichkeit. Ein halbes Jahr war er nun in Hamburg und hatte sich mit allem Möglichen beschäftigt; freilich, das Überfahren nach Amerika, davon war er längst zurückgekommen. Das kostete nämlich Geld und Karl besaß absolut keins. Anfangs war er willens gewesen, sich „rüberzuarbeiten“, aber die Feuerbasse hatten ihn ausgelacht, wie er sich ihnen als

Trimmer*) anbot. Vor dem Bureau der Paten-fahrt-Aktiengesellschaft standen jeden Morgen Hunderte, die alle auf eine Feuer warteten — die meisten umsonst, denn es gab so viel „Vorfahrtene“ Leute unter ihnen, daß die „Vordratten“ gar nicht in Frage kamen.

Wenn bloß der verdammte Hunger nicht wär!

Karl suchte wieder in den Taschen seines schon recht defekten Anzuges, na Gott sei Dank! wenigstens hatte er noch 'n Schwarzen. Aus einer kleinen Liekpapierdüte nahm er mit den Fingern etwas von dem feingeschnittenen amerikanischen Kautabak, drehte es zu einer Kugel und stopfte es, trotz inneren Widerstrebens, in die Waden. Der scharfe, beißende Geschmack des braunen Saftes erregte ihm Uebelkeit, aber bald empfand er die schon mehrfach erprobte hungerstillende Wirkung und faute tatter drauf los.

Nach und nach überkam den armen Jungmann wie Betäubung. Er wollte eigentlich nach dem Berliner Bahnhof hinuntergehen, um dort vielleicht ein paar Groschen mit Koffertragen zu verdienen. Aber seine Willenskraft war nicht stark genug, ihn dorthin zu bringen. So schlenderte er wieder zurück, den Hafen entlang, zwischen den Gruppen der Stauer und Schauerleute hindurch und an den altertümlichen Häusern vorbei, mit den kleinen unregelmäßigen Fenstern und der Unzahl von Kneipen und Schifferstores. Er verfolgte die Zollen mit den Augen, die von ihren Führern so flink und geschickt zwischen den schmucken Ebern und Frachtschiffen hindurch gebracht wurden, und träumerisch schaute er über das Wasser hin, das von der schwarzen Uferfarbe allmählich ins Tiefblau übergehend, mit den Sonnenlichtern wie mit silbernen und goldenen Kugeln spielte . . .

Aus seiner Träumerei erweckte ihn das heulende Nebelhorn eines Dampfers. Für ihn war's egal, wo er hinging, und so bog Karl durch eine der engen, schmutzigen Gassen in die innere Stadt ein und kam am Ende, fast instinktiv, nach der Weststraße, wo eine der sogenannten Kaffeehallen die Armen und Armenisten zum Eintritt ladet.

Ein sehr geräumiger, aber niederer Raum, Menschenunst und Tabaksqualm. In einer Ecke ein großes Büffet, wo zu billigem Preise Speisen und Getränke, d. h. Kaffee, Milch, Schokolade und Dünnbier verabfolgt werden. Und an den weißgeschuerten Tischen eine Auslese von den Kindern des Glucks; nur zu den Mahlzeiten, mittags und abends, finden sich hier in der Nähe beschäftigte Arbeiter ein.

Es war Vormittag. Durch die großen, nach dem Fleet hinausgehenden Fenster fiel in drei riesigen, staubflimmernden Reihen das

*) Kohlenzieher.

Sonnenlicht. Karl Wendler bahnte sich langsam einen Weg durch die Menge der Arbeitslosen. Da und dort hatten sich Gruppen gebildet, in denen erbettelte Kleidungsstücke verkündigt*) wurden. Ein kleiner, verwachsener, schief-längiger Kerl, als hervorragender Falser**) bekannt, schrie laut und rief ein Paar „fast noch neue“ Hosen an. Trotzdem derartige Geschäfte natürlich in den Kaffeeshallen verboten sind, ging das Kaufen und Verkaufen dennoch recht flott. Auch Uhren und Pfandscheine, rechtlich erworben oder gestohlen, wanderten von Hand zu Hand, und die Wilde der Kipper, eine Sorte von Spitzbuben, die Lalmiringe und ähnliche wertlose Schmuckgegenstände für den Preis echten Goldes an den Mann zu bringen suchten, trieb selbst hier, unter diesen Besitzlosen, ihr freches Umwesen oder bereitete sich zu neuen Unternehmungen vor.

Karl hatte am Fenster Platz genommen. Neidvoll sah er zu, wie ein paar Stunden,**) die am selben Tische saßen, tapfer in Wurst und Brot einhieben und ihren Kaffee dazu tranken. „Ach, den Hunger fühlt man nie mehr, als wenn man sieht, wie's anderen schmeckt!“ seufzte der Berliner und richtete unwillkürlich seine Augen auf einen Menschen, der ihn schon seit langer Zeit beobachtete.

Gleich darauf trat er an Karls Tisch mit einem:

„Du hast wohl Hunger?“

Trotzdem er sich dagegen sträubte, wurden Karl die Augen naß.

„Ja,“ sagte er leise.

Der andere entfernte sich schnell und kam mit einem Teller voll Essen wieder, den er vor Karl hinstellte. Auch Kaffee und Zigarren brachte er mit.

„Da, nun is' un laß Dir's gut schmecken!“

Wie ein Wolf fiel Karl darüber her.

Sein Wohlthäter sah ihn schweigend zu.

Es war ein mittelgroßer, schlank gewachsener Mensch, mit breiten Schultern und gewölbter Brust. Auf einem stark nackigen Hals, den die Seemannskleidung des jungen Mannes frei ließ, saß ein Kopf, dessen an sich runde Form die bis auf die Haut geschorenen Haare fast kugelförmig erscheinen ließen. Ein Paar glasharte, gelblich-braune Augen sahen aus einem Gesicht, dessen frische Külle die hervortretenden Backenknochen nicht zu verdecken vermochte. Die ganze Erscheinung hatte einen Zug von unbegreiflicher Entschlossenheit und, besonders wenn der Mensch sich bewegte, etwas Lauerndes, Sprungbereit Elastisches.

Karl hatte dafür jetzt keine Augen, er stillte seinen zweitägigen Hunger. Und als er gegessen hatte und für den Moment gesättigt war, da fühlte er soviel Dankbarkeit für seinen Erretter, daß eine andere Empfindung gar keinen Raum in ihm fand.

Dann fragte der andere nach seinen Verhältnissen. Karl verschwieg nichts und fragte den neuen Bekannten, ob er wohl durch ihn Arbeit erhalten könne. Mit einem viel sagenden Lächeln rückte der ihm näher.

„Muß es denn immer gearbeitet sein? Wo warst du denn hier zuletzt in Hamburg?“

„Ich habe Eis gemacht, Speiseeis.“

„Bei so einem, der mit dem Wagen rumfährt?“

„Ja, aber das Drehen der schweren Krübel konnte ich auf die Dauer nicht aushalten. Das Eis wurde nicht gut und da schickte er mich weg.“

*) feilbieten, verkaufen.

**) Bettler.

***) Handwerksburschen.

„Hatte der Geld?“

„Ja, er soll vermögend sein.“

„Wo wohnt er denn?“

Karl nannte darauf die Straße und Hausnummer.

„Und Du weißt Bescheid in der Wohnung?“

„O ja, ich war ja vierzehn Tage lang bei ihm.“

„Hat er Dich denn auch reell bezahlt?“

„Ne, den letzten Wochenlohn bloß halb, er sagte, ich hätte ihm mehr verdorben, als der ganze Lohn ausmachte.“

„So - hm -- wieviel bekamst Du denn?“

„Zwölf Mark die Woche.“

„Denn is er Dir also noch sechse schuldig?“

Karl nickte verlegen: „Eigentlich ja.“

Die Nacht.

Einst kannt ich nur zu gut die bangen Stunden,
Die langsam schleichen durch die lange Nacht.
Gar manche hab ich heißen Haupts durchwacht
Und erst beim Frühlicht kargen Schlaf gefunden.

Gar manche Nacht lag ich, das Herz zerrissen
Von zäher Angst, im Alpdruck schwerer Sorgen
Und sann und rechnete bis in den Morgen
Und grub den Kopf verzweifelnd in die Kissen.

Jetzt ist die Nacht mein Freund, sie hält umfangen
Mit weichem Fittich mich und bettet sanft
Und lieblich mich, als schlief an Baches Rant,
Ein Kind, ich ein mit unschuldrotten Wangen.

Einst, als die Sorgen Schlaf und Ruhe scheuchten,
Da milchte noch den Qualen sich das Hoffen,
Noch währte ich den Weg zum Glücke offen,
Noch sah von Ferne ich ein Sternlein leuchten.

Der Stern erlosch, die Hoffnung ist entschwunden,
Arm bin ich wie der ärmste Proletar.
Was kommen wird und auch was früher war
Quält mich nicht mehr, geheilt sind alle Wunden.

Die Nacht ist mein nach hartem Tagesringen
Und, wenn ich wünsche, wünsch' ich nur das Eine,
Daß sie mit ew'gem Schlaf sich still vereine;
Denn Kampf nur kann der neue Tag mir bringen.

Und doch zieh leicht ich in des Tages Schlacht,
Dem Ganzen gilt sie, nicht des Einen Ehre,
Das Einz'ge nur, was ich für mich begehre
Ist nach dem lauten Tag die ruhige Nacht.

Richard Wagner.

„Na, was meinst Du denn, wenn wir uns die holen, natürlich mit die gehörigen Zinsen?“

Karl war sprachlos. Der andere lachte trübselig. „Du Schaf! Meinst du, wir sind bloß dazu da, daß andere auf uns 'rumreiten? Na, das wär' schön! Sei doch vernünftig, Mensch! Das ist ein Wisch! Du zeigst mir die Gelegenheit und wart'st draußen, das andere wer' ich denn schon machen -- eiserne Türen hat der Kerl doch nicht etwa?“

Karl schüttelte mit dem Kopf.

„Na also! Was willst du denn? Arbeit kriegen wir nicht, betteln woll'n wir nicht, was bleibt uns denn da übrig?“

Er rückte dem halbbetäubten Berliner noch näher und flüsterte immer eindringlicher.

In Karls Kopf schossen die Gedanken hin und her, wie Schwalben am Himmel.

Arbeit kriegt man nicht, betteln geht auch nicht -- was bleibt da anders übrig, als stehlen

-- aber nachher . . . ins Gefängnis, ins Zuchthaus vielleicht, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft -- nee, so was ist doch sehr böse --

Er sagte das seinem Gefährten. Der lachte ihn aus. „Na woll, Kerchen! So leicht saugen sie einen nicht. Natürlich, wenn man Angst hat! Aber wovor denn? Wir wollen ja keinen ermorden!“

Und langsam, ganz allmählich senkte sich dieser verderblich Gedanke in Karls von der Verzweiflung aufgewühltes Hirn. Gewiß! Mochte kommen, was da wollte, er war dabei. Er hatte das Gimmern und nachts ohne Obdach sein satt. Leben und genießen wollte er! Gimm's so nicht, na, denn Gen so!

In diesem Moment war es, als trafe die Menge der Arbeitslosen ein Stoß, dem eine starke Erschütterung folgte. Hunderte trüber, glanzloser und vom Alkohol geröteter Augen richteten sich auf die einzige, nach der Werkstraße hinführende Tür der Kaffeeshalle, in der zwei Schutzleute sich postiert hatten, deren Helmsphären im Sonnenstrahl aufleuchteten.

Gleichzeitig durchkreuzten zwei kräftige Gestalten in Zivil -- Geheimpolitisten -- forschend und spähend den Saal.

„Was ist ein los? Wo willst Du hin?“ fragte Karl seinen Gefährten, der sich plötzlich, gschmeidig wie eine Kugel, duckend und kröhnend davonmachte.

Toch schon hatte der eine der Geheimen ihn beacht. „Halt! Du da! Dich suchen wir ja g'radel!“ rief er und sprang über ein paar Tische und Stühle auf den Menschen los. Ebenso schnell kam sein Kollege, die ihm im Wege Stehenden rücksichtslos beiseite schießend, heran. Mittlerweile hatte sich ein allgemeines Rischen und Pfeifen erhoben. Die Greifer*) waren hier selbst bei denen, die sie mit zu fürchten hatten, höchst unbeliebt.

Karl Wendler Wohlthäter und die Kriminalschutzleute standen jetzt, umdrängt von den Gästen der Kaffeeshalle und nur durch ein langes Tisch voneinander getrennt, gegenüber.

„Na, denn g'kmal Deine Patichen her, Revolverfred, sagte der eine der beiden Beamten guttlich und holte die Handschellen hervor. Aber der Auserwählte bewies, daß er seinen Namen nicht umsonst führte. Mit einem Aufriß er den Revolver aus der Tasche und feuerte auf den Beamten. Dieser jedoch blühte sich rechtzeitig und micklich schlug die Kugel in die Wa. Aber im nämlichen Augenblick lag ab der Verbrecher, von einem furchtbaren Schlag mit dem Gummiknüppel getroffen, am Boden.

Während der eine rannte ihn fesselte, und der zweite eine Drochkammerholte, schlug der Verbrecher die Augen wieder auf und erhob sich langsam; aber sein Widerstand schien gebrochen.

Nur als ihn die Beamten unter abermahligen Toben und Ischen der Korona fortführten, wandte sich Revolverfred zur Seite und warf einen langen, klamen Wief auf Karl Wendler, dessen Zähne so stark aufeinander schlugen, daß ein neben ihm stehender Schlossergeselle es hörte und gnütig sagte:

„Di schuddert's ul, min Jung?“

Und als Karl in sehen zu ihm ausblühte:

„Mergerst Di, B se den amern verschütt**) hab'n? Nidwohr, nu heite fen' mehr, der Di wat to eten gi.“

*) Kriminalschutzleute.

**) Verhaftet.

Unsere Mäder. Seit Wochen waren sie draußen, die Männer des kleinen Fischerdorfes. Draußen auf der weiten, unendlich weiten See, die an schönen sonnigen Tagen so leise und sanft ihre schimmernden Blüten schaukelte, auf der See, die in dunklen stürmischen Stunden brüllend ihren schwarzen Mäden aufreißt und die kleinen Fischerfahrzeuge wie hilflose Spielfüchsen hin- und herwirft. Was ist so ein Ding — und mag's noch so fest gebaut sein — gegen die ungeheure Kraft, gegen die mitleidlose Wut der Wellen? Nichts.

Die Alte, die mit ihrer Schwiegertochter und ihrer Enkelin hinter den schützenden Bretterplanen wartet, weiß es. Weiß, daß ein plötzlich aufspringender Sturm die kleine Flotte wie eine Schar Fliegen auseinanderjagen, sie hier- und dorthin verschlagen oder sie auch zerfalten kann. Und in der letzten Nacht hatte es einen jähen Schlag gegeben, als der Wind einen Fensterladen an ihre Hülle ergaß und gegen die Mauer geschmettert hatte. Dann war ein prasselnder Regen niedergegangen, und der Sturm ist ein Stück vom Norddach herab; die See aber hat in so wilden Tönen gelauscht, daß keines im Hause ein Auge zugemacht. Gegen Morgen war's stiller geworden. Aber nun sie am Strande saßen, zitterte die See noch immer wie in berebender Erregung und ließ die weißen Schaumflocken bis an die Dünen spritzen. Die Enkelin hatte auf den Schrei ihrer Mutter begehrt und war eingeschlafen, erüdet von der Unruhe der Nacht und dem vergeblichen Hinabschauen aufs Meer. Auch die junge Frau kämpft mit der Müdigkeit. Nur die Alte sieht noch mit den wasserhellen scharfen Augen über die Wogenkämme hinaus zum Horizont. Wie aus Stei sieht sie da; niemand merkt, wie die Unruhe ihr ast die Brust zerprengt. Die Nacht! — und ihr Mann war draußen und Hannes, ihr Sohn, ihr steter und lustiger Sohn, dessen Weib neben ihr ist. Wie Sonnenschein war's, wenn er sonst vom Jang kam und mit seiner Kleinen herumtollte, wie Sonnenschein in der armen Hütte, wo das Leben wenig laute Freuden wachsen ließ, wo der Mangel gar st am Tisch saß und acht starke Arme genug zu in halten, die Kot fernzuhalten.

Die Alte sieht und sieht hinaus. Stundenlang. Reglos. Sie mühten ja nun kommen. Aber die Sonne tauchte ihren glühenden Ball langsam ins Meer — und sie kamen nicht. Die Nacht verging, der Morgen stieg auf, es wurde Mittag und wieder Abend — und noch immer warteten sie vergebens. Und erst am dritten Tage, als alle Frauen und Kinder des Dorfes stundenlang in höchster Furcht an Strande geharrt hatten, zeigten ein paar winzige Punkte sich am Horizont. Da hielten sie den atm hinfenden Klaas herbei, den einzigen Mann im Dorfchen, der draußen nicht mehr mitmachen konnte weil ihm das Wetter die Weine gelähmt. Er brachte sein Fernrohr mit. Und das erste, was er von ihm forderten, war: die Segel zu zählen. Er tat's sehr bedächtig. Und endlich hatte er es heraus: es waren sieben. Genau so viel, wie es sein mußten. Nicht eines fehlte. Nicht ein. Da wich die Furcht von den Frauen und Kindern und sie lachten und schwätzten, als sei eine fürchterliche Drohung von ihnen genommen. Und auch die Alte lachte, und die Schwiegertochter lachte, und das Töchterchen sprang fröhlich mit den Kleinen herum und erzählte von ihrem lustigen Vater . . .

Wie alle sahen, wie Klaas wieder und wieder das Fernglas hob, wüer bedenklich den Kopf schüttelte und sein Gesicht ernst und starr wurde. Gespannt drängten sie sich ihm, von neuer Furcht ergaßt. Ganz still wurden. Er aber starrte fortgesetzt auf einen Punkt. Dieser Punkt war eine Flagge. Und diese Flag wehte halbmaß. Kein Zweifel, einen von d Mannschaft hatte der Tod getroffen. Einen mindestens. Klaas sagte es zögernd. Und in allen Augen glomm das Entsetzen auf, und die Gesichter wurden bleich, und die Gestalten standen schlag vornübergebeugt und blickten furchtsam auf didangsam, ganz langsam sich nähernden Segel. Würde es treffen? Niemand wußte es. Nur wart konnten sie, warten in stummer, peinigerender Eil. Furchtbar lange dauerte es . . . aber endlich legte die kleine Flotte am Strande an.

Hannes' Frau schrie als die Blicke der Angelommenen sich erst d trauernd auf sie richteten. Noch hatte kein Wort gesagt, da wußte sie's schon: ihr Mann war nicht mehr unter den Lebenden. Und als sie Wasser an Land sprang und schweigend den Arm u sie legte, da verging der letzte schwache Zweifel. Hannes war tot. In der stürmischen Nacht hatte i erste gewaltige Welle ihn über Bord gestrückt. nun suchten sie ihn,

finden ihn nicht. Erst als sie das letzte Netz bargen, suchten sie ihn mit heraus.

Hannes, der starke, lustige Hannes, war tot. Eine traurige Heimkehr. Von ein paar Wootsrundern stellten sie eine Tragbahre her, deckten den Toten mit seinem Wachstuchmantel zu, den er so häufig in Wind und Wetter getragen und legten ihn ein paar arme Dlinenblumen aufs Gesicht. Hinter ihm her wankt die junge Frau, noch immer gestützt von dem Vater, der sie nicht loslassen mochte. Verkommen, mehr ahnend als wissend, geht das barfüßige Töchterchen einher — eine vaterlose Waise in so jungen Jahren. Dann die anderen Frauen und Kinder, den alten Klaas in der Mitte. Sie alle haben keine Freude am Wiedersehen, sind sie selbst auch nicht betroffen. Diesmal wars der Hannes, der hinabgerissen wurde. Aber der nächste — wer wird der nächste sein? Jeden kann es treffen. Jeden. —

Vom Bau der großen Pyramiden. Die drei großen Pyramiden von Dschisch werden seit dem Altertum zu den Weltwundern gerechnet. Sie sind in der Tat bewunderungswürdig als Beweis der Leistungsfähigkeit bloßer Kooperation: wenn man sie unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß es erstaunlich ist, wie diese fabelhaften Steinmengen ohne die Hilfsmittel der modernen Technik, durch das bloße Zusammenarbeiten großer Menschenmassen haben zusammengeschleppt und aufgeräumt werden können. Ganz andere Gefühle aber erwecken diese Steinwerke, wenn man daran denkt, zu welchem Zweck und mit welchen Mitteln sie angelegt worden sind; dann kann man sie nur mit Abscheu betrachten als Zeugnisse einer so rücksichtslosen Tyrannei, wie sie nur je auf Erden existiert hat. In diesem Sinn gedenkt ihrer schon der große griechische Philosoph Aristoteles. Er erwähnt die Pyramiden in der „Politik“ als Beispiele großer, öffentlicher Bauten, die von Despoten zu dem Zweck unternommen werden, die Kraft eines Volkes durch Ueberarbeitung und Verarmung zu brechen, damit es untertänig bleibe. Ob die ägyptischen Könige, zu deren Zeit, vor rund fünf Jahrtausenden, die großen Pyramiden erbaut worden sind, ob die Pharaonen Cheops, Chephren und Mykerinos diesen politischen Zweck geradezu im Auge gehabt haben, darf wohl bezweifelt werden. Es war vermutlich einfach despotischer Größenwahn, was die Ursache war, daß solch ungeheure Mittel auf den Bau bloßer Grabdenkmäler verwandt wurden; denn weiter als Königsgräber sind die Pyramiden nichts. Nicht bezweifelt kann aber werden, daß der Pyramidenbau tatsächlich die Armut und Knechtschaft des ägyptischen Volkes in hohem Maße gesteigert hat. Der griechische Geschichtsschreiber, der uns einiges über den Pyramidenbau überliefert hat, Herodot, erzählt, daß an der Cheops-Pyramide im ganzen 30 Jahre gearbeitet worden sei, und zwar von allen Ägyptern umschichtig: in Kolonnen von je 100 000 Mann, die alle drei Monate abgelöst wurden. Es war keine freiwillige und keine entlohnte Arbeit, die da geleistet wurde, sondern Frohndienst, Zwangsarbeit. Wie bei den Frohnden für den Pyramidenbau mit den Ägyptern umgegangen wurde, darüber sagt Herodot nur, daß das Volk aufs äußerste bedrückt und von allem möglichen Unheil heimgesucht worden sei. Man kann sich aber von den Leiden der Ägypter beim Pyramidenbau doch eine detailliertere Vorstellung machen; denn wir haben anderweitige Nachrichten darüber, was es hieß, für die ägyptischen Pharaonen zu schanzern. Im alten Testament wird anschaulich geschildert, wie schwer die Kinder Israels in Ägypten mit Frohndiensten bedrückt worden seien. Nun ist freilich anzunehmen, daß die Juden nie als gesamtes Volk in Ägypten gewesen und von da ausgezogen sind. Wohl aber sind sie Jahrhunderte lang den Pharaonen unterworfen gewesen. Von den Erlebnissen dieser Zwangsarbeiter gibt die Bibel gewiß eine wahrheitsgemäße Vorstellung. Danach wurden Frohndiögte über die Juden gesetzt, die sie mit schweren Diensten drücken sollten. „Und die Ägypter zwangen die Kinder Israels zum Dienst mit Unbarmherzigkeit und machten ihnen ihr Leben jauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegeln und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde . . .“ Sie verlangen schließlich vom Pharaos einige Feiertage, um ihrem Gott in der Wüste Opfer zu bringen. Aber er schlägt das nicht nur rundweg ab, sondern zieht aus ihrem Benehmen den Schluß, daß sie noch Zeit zum Nachdenken und Nachschlagen haben, also nicht genügend beschäftigt sind. Er verfügt also, daß den Juden hinfort zum Ziegelstreichen nicht mehr, wie bisher, das Stroh geliefert werden soll, sie sollen vielmehr selbst die Stoppeln zusammenlesen und trotzdem dieselbe Anzahl Ziegel liefern, wie bisher. Und die Böigte trieben sie mit Schlägen zu der vermehrten Arbeitsleistung an. Auf ein paar ägyptischen Frontgemälden sehen wir Gefangene von hebräischem Typus beim Ziegelstreichen; der ägyptische Aufseher ist mit

dem ominösen Knüttel ausgerüstet. Der Stod war vom ägyptischen Aufseher so unzertrennlich, wie zur guten, alten Zeit vom preussischen Korporal. Auf einem altägyptischen Gemälde, das den Transport eines Kolosses darstellt, sieht man neben den Ägyptern, die an Seilen den Kolos schleppen, auch eine Anzahl mit Stöcken bewehrter Aufseher. Die schönste Bildsäule, die sich aus dem ägyptischen Altertum erhalten hat, der sogenannte Dorfschule, ist in Wirklichkeit ein Frohndiögt vom Pyramidenbau, allerdings aus älterer Zeit, als der der Pyramiden von Dschisch. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß gerade so gut, wie dieser Aufseher, auch die bei den Pyramidenbauern des Cheops und seiner Nachfolger mit einem langen Stod ausgerüstet war, um ihre Untergebenen zur rücksichtslosen Vergabung ihrer Arbeitskraft anzuspornen. Wie brüt dabei ebensovnt mit Ägyptern, wie mit Juden und anderen Ausländern verfahren wurde, zeigt zur genüge ein Beispiel aus späterer Zeit. Land- und Wasserstraßen wurden in Ägypten durch Frohndienste angelegt und instand gehalten. Der größte ägyptische Kanal war jener Voeläuser des Suezkanals, der in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. angelegt war er später verfallen. Unter König Necho, um 600 v. Chr., wurde an seiner Wiederherstellung gearbeitet. Dabei wurde so rücksichtslos mit den ergebottenen Ägyptern umgesprungen, daß 120 000 Menschen bei den Kanalarbeiten ums Leben kamen. Zimmerlin handelte es sich hier um ein großes Stück wert, wohingegen die Pyramidenüber bloß ein Stück bespottischen Größenwahns war. Bei der Zwecklosigkeit dieser Bauten mußte der massenhafte Verbrauch von Arbeitskräften also um so aufreizender wirken. Es hat denn auch nach allem, was uns über den Ausgang der vierten Dynastie, zu der die Pyramidenbauer gehörten, bekannt ist, die Empörung über den unmenslichen Druck bei dem Revolunären Uebergang zur fünften Dynastie, die nicht aus Memphis, sondern aus Elephantine stammte, eine bedeutende Rolle gespielt. Wir sind über diese Ereignisse nicht im einzelnen unterrichtet. Dier erzählt, daß das Volk die Leichen von Cheops und Chephren aus den Gräbern herausgerissen und ver schimpft habe. Auch an ihren Bildsäulen ließ das Volk seine Wut aus. Wenigstens hat man mehrere Statuen des Königs Chephren zertrümmert in einem Brunnen schacht gefunden, in den sie offenbar von dem empörten Volk geworfen worden sind. Und die alten Ägypter haben die Momente von Dschisch immer nur mit Abneigung betrachtet, als Erinnerung an die tiefste Erniedrigung ihres Volkes. — re.

Zur Abstammung der Tiere. Wenn man sagt, daß die Wirbeltiere sich aus den Würmern entwickelt haben, so hat man sich als Stammeltern nicht bestimmte, noch heute lebende Wurmtiere, wie etwa die Spulwürmer, vorzustellen. Denn es ist nicht anzunehmen, daß jene Stammeltern Geschwister besaßen, deren Nachkommen vollständig un veränderlich noch heute leben. Auch die Spulwürmer besitzen gewiß viele Anpassungen, die sich im Laufe der wechselnden Erdbedingungen seit jener Zeit erworben haben, und wir wissen nicht, ob sie nicht zu jener Zeit andere Anpassungen besaßen haben, deren sie wieder verlustig gegangen sind. So können wir uns absolut kein zuverlässiges Bild von jenen Würmern machen, die durch besondere Zufälle die Stammeltern der Wirbeltiere wurden, wir können von ihnen nur sagen, daß sie den Typus eines Wurmes besaßen haben, daß ihre Hauptorgane im allgemeinen einen Bau und eine Anordnung gezeigt haben, die der der Würmer von allen heutigen Tieren am meisten ähnelten. So besagt der Satz: „Der Mensch stammt von Fischen ab“ nicht etwa, daß der Beherrscher der Erde Vorfahren hat, die wie irgendwelche der heutigen Fische gebildet waren, sondern daß die Ahnen des Menschen zu einer gewissen Zellkriemenatmende Wasserleiere waren, die einen Bau besaßen, dem unter den heutigen Tieren die Fische am nächsten kommen. Und „der Mensch stammt vom Affen ab“ heißt nicht etwa, der Mensch habe sich etwa aus einer der heute noch lebenden Menschenaffenarten (Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan, Gibbon) entwickelt, sondern es ist nur zu versprechen, daß der Mensch aus Lebewesen entstanden ist, die den heutigen Menschenaffen ähnlicher waren, als dem Menschen. Denn die Affen sind doch nicht in ihrer Organisation stehengebliebene Tiere, auch sie sind durch stetig wechselnde und neue Anpassungen anders geworden, als ihre Ahnen. Diese waren wahrscheinlich Geschwister der Ahnen des Menschen, aber das gibt keine Berechtigung zu obigem Ausspruch, sondern auf Grund dieser Wahrscheinlichkeit kann man höchstens sagen, Mensch und Affe besitzen dieselben Vorfahren. — h. b.

Nachdruck des Inhalts verboten!